Heft 1. März 1907.

Die Beigabe

zu den

Monatsberichten der Freien Wissenschaftlichen Vereinigung an der Universität Berlin.

Alle Zuschriften sind an die Adresse des verantwortlich Zeichnenden zu richten.

Inhalt:

Zur Einführung.

Dies Blatt ist nur ein Versuch. Es ist fast ausschliesslich bisher in der F.W.V. Wert auf das Reden gelegt worden. Nun soll einmal das geschriebene Wort an die Reihe kommen. Die Aussenstehenden mögen erkennen, was die jungen F.W.V.er — in dieser „Beigabe“ kommen nur solche und nur Aktive zu Wort, ohne dass für eine etwaige Zukunft ein Prinzip daraus hergeleitet werden soll — denken und schreiben können. Vielleicht findet sich für einen und den andern eine wertvolle Anregung, vielleicht von einem und dem andern eine wertvolle Zeile. Wenn aber auch nicht, so ist doch die Arbeit, die hier gefordert und geleistet wurde, gut für die, die sie erhalten, besser für die, so sie gaben. Womit natürlich keine Kritik geübt werden soll. Wir nahmen, was wir fanden und brauchbar fanden, den anderen Standpunkt ausser Betracht. Nur Eigenes sollte es sein. Scheint dies nicht durchweg erreicht, so bedenkt — dies Blatt ist nur ein Versuch! An Euch, liebe junge Vereinsbrüder, ist es, zu zeigen, dass er berechtigt war, dass Ihr Gleiches, Besseres zu geben vermögt.

Die Kommission der Beigabe.
I. A.:
Richard Otto Frankfurter, F.W.V. A.H.

Wissenschaft und Vereinigung.

Kein Monopol erscheint mir so unberechtigt wie das, welches die Universität sich über die Wissenschaft anmasst; keines so unberechtigt in jeder Beziehung. Man kann ruhig, ohne den vereinzelten, aber desto lobenswerteren Ausnahmen von dieser Regel irgendwie zu nahe zu treten, behaupten, dass diese Anmassung eine allgemeine ist, und man kann die Intoleranz, mit der sie vertreten wird, ohne Uebertreibung mit der der zünftigen Gelahrtheit mittelalterlicher Schulen vergleichen. Auch deutet leider nichts darauf hin, dass sich hierin so bald etwas ändern werde. Denn auch unsere Generation, die sich für eine freier urteilende hält, ist von diesen monopolisierenden Tendenzen bis zu einem bedauerlichen Grade infiziert; zudem haben wir es noch mit einer weitverbreiteten, systematisch durch die humanistische Erziehung erzeugten Intoleranz zu tun, die die Hoffnung nicht aufkommen lässt, dass die Universität mehr ein Faktor des unmittelbaren Fortschrittes und weniger Selbstzweck sein werde. Danach aber bleiben wichtige Zeit- und Streitfragen unbearbeitet oder mangelhaft bearbeitet und die Notwendigkeit wird nicht behoben, diesen Fragen jenseits der akademischen Grenzen auf den Grund zu gehen.

Wenn man die grosse Zahl dieser Fragen unter leitende Gesichtspunkte zusammenfassen wollte, so ergäben sich Gruppen politischer, — in zweiter Linie — gewisser, neu aufkeimender wirtschaftlicher Probleme, weiter alle die Gebiete, die in der Universität (welche ja trotz aller Dementis den Charakter einer staatlich beeinflussten Lehranstalt nicht verleugnet) eine objektive Behandlung nicht erfahren können. Hierhin wären zu zählen Erörterungen etwa des Anarchismus, in Preussen sogar des Monismus u. dergl. Alle solche Ismen — ohne für oder gegen sie Partei nehmen zu wollen — kommen sehr schlecht weg. Zu diesen Fragen gesellt sich eine Fülle von untersuchungswerten Problemen, die an der Universität gar keine, keine genügende oder keine gerechte Betrachtungsweise erfahren. Zieht man das Fazit aus dieser Sachlage, so ergibt sich, dass eine gewaltige, der wissenschaftlichen Behandlung werte Stoffmenge obdachlos ist.

Diese Stoffmenge zu erschöpfen, über sie sich zu unterrichten, gibt es verschiedene Mittel. Zeitungen und Zeitschriften konkurrieren da mit Volkshochschulen, die gern neben der popularisierten Universitätswissenschaft sich solchen Fragen zuwenden. Aber so sehr die Existenz derartiger Bildungsfaktoren zu begrüssen ist, ebensoviel lassen sie zu wünschen übrig: ihr Man-

gel ist der, dass sie den Lernenden eine ausgedehnte Diskussionsmöglichkeit, kurz individuelle Aeusserung zu den Problemen nicht verschaffen. Der Fehler liegt in dem Wesen dieser Organisationen begründet. Sie alle wenden sich an zu weite Kreise, als dass sie jedem der Interessenten das Recht der persönlichen Meinungsbekundung zugestehen könnten, während andererseits aus derselben Ursache eine Unfähigkeit resultiert, den Einzelnen genügend zu fesseln. Deshalb aber darf noch lange nicht der Stab gebrochen werden über die wissenschaftlichen Interessen der genannten Institutionen, denn davon bleiben ja ihre guten Wirkungen unberührt. Ja in gewissem Sinne ist dieser Fehler sogar zu begrüssen, denn er veranlasst das Streben, einen Ausweg zu finden, eine Organisation zu schaffen, die bei Aufrechterhaltung der übrigen ergänzend in die Lücke tritt.

An diesem Punkte bietet sich uns ein Mittel, das alle Vorzüge der anderen Bildungsstätten selbst aufweist, dabei aber gerade das Moment der Persönlichkeit betont: es ist der Zusammenschluss geistig reger und auch tätiger Menschen in allgemein wissenschaftlichen Vereinigungen und zwar mit einer gewissen Beschränkung in der Mitgliederzahl. So ist eine viel grössere Gewähr für die Möglichkeit der Meinungsäusserung, für das Vortreten des Individuums gegeben. Und das bestätigt wieder den so oft bestrittenen, aber doch so wahren Satz, dass eine gedeihliche Individualität durch eine Ein-, ja oft sogar Unterordnung in einen in gewisser Beziehung exclusiven Kreis überhaupt erst erblühen kann, kurz, mag es auch paradox klingen, durch Vereinigung zur Individualität.

So bildet das Leben in Vereinigungen mit intellektuellen Bestrebungen einen nicht zu unterschätzenden Faktor in unserem geistigen Leben. Als Mittel, diese Zwecke zu erreichen, bieten sich vor allem Vorträge und Diskussionen. Deren Wirkungsweise, die Vorzüge des einen oder andern dieser Mittel seien an den Veranstaltungen unserer Freien Wissenschaftlichen Vereinigung erläutert.

Als ein Teil der von der Universität vernachlässigten Gebiete sind die politischen Themata anzusehen, ob diese sich nun in partei- oder sozialpolitischer Richtung bewegen. Dementsprechend ist auch in der F.W.V. die Auswahl der Vorträge vorgenommen worden. So hat das W.S. 06/07 mit einem von dem M. d. R. Dr. Pachnicke gebotenen Ueberblick über unsere Parteien begonnen, dem sich Vorträge über die Fürsorge des Staates für verwahrloste Kinder, sowie über die Stellung der Frau zur Politik anschlossen. Das Gemeinschaftliche dieser Vorträge war die Behandlungsweise durch ihre Referenten, sowie die Stellung dieser zu ihren Gebieten. Alle drei Vortragende beherrschen ihre Gebiete derartig, dass es ihnen möglich ist, das allgemein Interessierende hervorzuheben, die leitenden Motive in ihren Ursachen wie Wirkungen erschöpfend darzustellen. So boten sie neben der Uebersicht und der Darstellung der Haupttatsachen viele Punkte, die zu weiterer Beschäftigung anregten, und die als Diskussionsthemata teils Verwendung fanden teils finden werden.

Neben den politischen Vorträgen wurden aber auch andere der obengenannten Stoffgruppen berücksichtigt. So wurde aus dem Gebiete der Kunst von Dr. Schubring Rembrandts Wirken kurz dargestellt und Bürgermeister Dr. Reicke gab uns Einblick in sein literarisches Schaffen. Die auf der Universität stiefmütterlich behandelte Gerichtspsychologie erfuhr durch Medizinalrat Dr. Leppmann eine auch Nichtjuristen und Nichtmediziner interessierende Klarlegung. Dr. Magnus Hirschfeld machte uns mit den Resultaten seiner Forschung aus dem Reiche der seelischen Erkrankungen bekannt. All' diese Vorträge gaben uns Gelegenheit, nicht nur mit Zielen und Erfolgen einzelner Universitätsdisziplinen uns bekanntzumachen, sondern auch Einblick in Dinge zu gewinnen, die dem Studenten ängstlich verschlossen werden, obwohl sie für die Volksgesamtheit mindestens so wichtig sind, wie die Fachsimpelei.

Noch mehr als die Vorträge betonen die Diskussionsabende das Persönliche. Deshalb wurden auch mit Vorliebe besonders für Studenten wichtige Fragen zu Grunde gelegt. So fanden Besprechungen statt über die Themata „Korporationsstudent und persönliche Freiheit“, ferner über den philologischen Unterricht, ein Referat, welches zu einem heftigen Streite um die Vorzüge der humanistischen oder realen Schulbildung führte, und schliesslich über „Universität und Handwerkerschule“, bei dessen Diskussion sich allgemein das Bedürfnis nach einem in der Art der Vereinigung wirkenden, die Universität ergänzenden Bildungsmittel herausstellte, und die Vereinigung in dem hier geschilderten Wirken anerkannt wurde.

Zu diesen beiden Mitteln des Vortrages und der Diskussion, die noch weiter ausgebildet werden sollen, gesellt sich als ein neuer Versuch die Beigabe, die mit diesem Heft ins Leben tritt.

Auch in ihr geben wir Gelegenheit zu Gedankenaustausch. Er erfolgt vorbereitet, ihm fehlen die Mängel der Improvisation.

So soll Wort und Schrift sich vereinigen, den Gesichtskreis des Akademikers zu erweitern, sein Urteil zu vertiefen.

Hans Buka.

Das Ende des österreichischen Liberalismus.

Wien machte Opposition. Man zog nicht mehr mit, wenn die Burgmusik aufmarschierte. Die Postassistenten sprach man nur noch als Barone, nicht, wie sonst, als Exzellenzen an. Leere Hofequipagen wurden

kaum gegrüsst. Sogar den k. k. Gerichtsdienern versagte man die schuldige Ehrfurcht. Kurz: Wien wurde ungemütlich.

Doch — wenn die Not am höchsten . . . . Vom Michaelisplatze her berichtete der Courier — seit fünfzig bangen Jahren das erstemal — einen Entschluss.

Viel war es zwar nicht. Es war bloss das allgemeine Stimmrecht, und solch westeuropäisch Ding will manchem nicht gefallen. Aber trotzdem: es war Etwas, es war nach fünfzigjährigem Nichts das kleine Etwas immerhin genug.

Wien liess sich nun schnell versöhnen. Es arbeitete in Gemeinschaft mit der Regierung wacker an dem neuen Werke. Die Strontze allezeit voran. Wo Schwarz-Gelb versagte, da stellte Rot seine Edelknaben zur Verfügung. Niemand wusste genau, ob Freiherr von Beck die „Arbeiter-Zeitung“ und Genosse Viktor Adler das Ministerium leitete, oder ob nicht doch der Genosse Adler alles allein besorgte. „Platz da für die Herren Demonstranten!“ riefen die Schutzleute dem bürgerlichen Publikum zu, als die „k. k. behördlich konzess. Sozialdemokratie“ vor dem Parlamente einen Aufzug zu veranstalten geruhte. Das war ein Tag! Enkel und Urenkel werden noch jener geweihten Stunden gedenken, Enkel und Urenkel werden handeln wie ihre ruhmbekränzten Ahnen, wenn je wieder ein Metternich es wagen sollte, die erhabenen Rechte der proletarischen Majestät anzutasten, wenn je wieder ein Windischgrätz den Wienern a Hetz' net gönnen wollt'. „Platz da für die Herren Demonstranten!“ —: die Privilegienlosen hatten sich ihr Privileg erobert.

In Oesterreichs Kaiserstadt bereiteten sich Gross und Klein auf die politische Karriere vor. Der Pikkolo im Café Habsburg reichte den Gästen keine Zeitungen mehr; er las die „Blatteln“ selbst. Biertische und Bibliotheken waren morgens und abends besetzt. Sogar die bartlosen Dragoneroffiziere — die Helden von Kolin — nahmen etwas Gedrucktes zur Hand. Mit Schrecken merkte der Schani, dass der Parteigeist in die gemütlichsten Exemplare eingedrungen sei. Denn so oft der Schani die Parterrekünstler des Wurstelpraters bei den Haxen packen wollte, ertönte aus der Menge ein sonores: „Platz da für die Herren Demonstranten!“

Nun ist der Winter gekommen und die Vorstellung im Grünen ist vorüber. Bei der Lampe Schein zählt der fürsorgliche Parteivater die Mandate, die als der Begeisterung edelste Früchte dem Manne an der Krippe zufallen werden. Wem winkt die reichste Ernte?

„Der Polizeistaat ist vernichtet“, sagt der Koch im Stephanskeller. „Die Reaktion ist überwunden“, erklärt der Dienstmann an der Grabenecke. „Europa wittert Morgenluft“, schliesst die liberale Presse harmonisch das Terzett.

Inzwischen haben die Häuptlinge ihre Berechnungen durchgeführt. Hundert Mandate buchen die deutschen Christlichsozialen und Zentrumsleute; sechzig die alldeutschen und völkischen Antisemiten; siebenzig die polnischen Konservativen; fünfzig die frommen Gebrüder Wenzel und Nepomuk; ebensoviel die südslavischen Klerikalen; etwa vierzig die deutschen Agrarier und ungefähr dreissig gehören den Ultra-Feudalen. Auf fünfzig Sitze dürfte die Sozialdemokratie Anspruch erheben. Wenn Genosse Beck (der im Ministerium) seine Schäflein nicht verlässt, sind auch sechzig oder siebzig für die Proletarier erreichbar.

Und die Liberalen?

Die freisinnige Presse prophezeit eine goldene Zukunft. Aber es ist leichter, den „Fortschritt“ anzukündigen, als ihm Mandate zu verschaffen. An die Tränklein der alten Apotheke wollen auch die geduldigsten Patienten nicht mehr recht glauben. Die Enttäuschungen der letzten Jahrzehnte waren zu furchtbar. Oesterreich stand hart vor der Gefahr, an der Weisheit liberaler Staatskunst zugrunde zu gehen. Seine ganze lächerliche Verfassung, der Dualismus, die famosen Delegationen, der wahnwitzige Zentralismus, das „Gravitieren nach Wien“ —: all' diese unheilvollen Institutionen und Massregeln waren Schöpfungen der Liberalen.

Die Stunde der Vergeltung ist da. So, wie die freisinnige Partei in der Wahlbewegung zum Parlamente des allgemeinen Stimmrechts, ist noch nie eine Partei behandelt worden. Im Stammlande der Liberalen, in Deutschböhmen, haben sich die nationalen Gruppen gegen die Sozialdemokratie vereinigt. Dieses Bündnis, an dem der Freisinn beteiligt ist, bietet seinen liberalen Kompagnons von fünfundfünfzig Mandaten — zwei an. Noch schlimmer steht es in den Alpen. Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Salzburg kommen garnicht in Betracht. Und wenn nicht vielleicht der Fürstbischof von Brixen . . . . dann ist in Tirol für den Freisinn keine einzige Stimme zu haben. Höchstens in den niederösterreichischen Städten haben die Liberalen einige Aussicht, mit Anstand durchzufallen Mähren, Schlesien, Galizien: nun, reden wir nicht darüber. Man vergälle uns gefälligst nicht die Freude am allgemeinen Wahlrecht und an der europäischen Morgenluft.

Das Programm der Fortschrittlichen ist der Oeffentlichkeit mitgeteilt worden. Es ist die Oeffentlichkeit nicht wert. Wir wollen uns nicht lange mit den hübschen Thesen beschäftigen. Denn ein Programm, das die politischen Begünstigungen verwirft und die wirtschaftlichen anbetet; ein Programm, das mit der Humanitätslehre beginnt und bei der nationalen Kampfstellung endigt; das je nach Bedarf aus Prinzip monarchisch und aus Opportunität republikanisch oder aus Prinzip republikanisch und aus Opportunität monarchisch sein kann; ein Programm, das ein freies Spiel der Kräfte fordert und zu dem freien Spiele den Einen mit hundert Millionen Gulden, den Andern mit einer netten, runden

Null ausstattet: — ein solches Programm zu behandeln, ist nicht Sache der Dialektik, sondern Sache der Psychiatrie. Ernst zu nehmen wäre eher das Verlangen, dass der Staat die persönliche Freiheit und die Unabhängigkeit der Kunst und der Philisophie verbürgen möge. Es wäre ernst zu nehmen, wenn man nicht wüsste, dass der Liberalismus die persönliche Freiheit überall untergräbt, dass die freisinnige Bourgeoisie den Niedergang der modernen Kunst und die Barbarei des neuern Städtebaus beifällig begrüssst, und dass vollends in philosophischen Fragen sogar der liberale Fritz Mautner die Urteilslosigkeit seiner Parteigenossen mit Verachtung gegeisselt hat.

Für Freiheit, für Kunst und Wissenschaft!

Nur einige konkrete Fälle. Die katholische Kirche hat bis zur Reformation das Konkubinat allenthalben geduldet. Bis zur Reformation, damit ist schon gesagt, von welcher Seite die Wendung verursacht worden ist. Vorgänger des Liberalismus haben der Freiheit diesen köstlichen Sieg errungen . . . Ihr aber lest Woche für Woche, dass die Römlinge die Gedanken der Sittlichkeitsvereine ausgeheckt hätten . . .

Gewiss, die süddeutschen Witzblätter reden recht hübsch gegen Prüderie und Moralin. Sie schimpfen vortrefflich über katholische Abgeordnete, die sich an der Immunität wertloser Nuditäten versündigen. Doch sagt, wer von den antiultramontanen Herren hat je einen liberalen Professor verhöhnt, der von den Studenten „Keuschheit bis zur Ehe“ forderte? Man weiss nicht, wie man eine Stumpfheit bezeichnen soll, die in solchem Falle den gefährlicheren Widersacher der Freiheit nicht zu erkennen vermag.

Ich erörtere mit Absicht sehr konkrete Dinge. Nur so ist freisinniger Freiheitsphraseologie beizukommen. Man muss von den Worten zu den Leistungen übergehen. Der Liberale ist glücklich, wenn er seine Zeitung unverkürzt lesen darf. Der vernünftige Mensch dagegen wird eine Despotie, die keine Zeitungen duldet, einer Republik vorziehen, die den sexuellen Verkehr der Ehelosen bestraft. Er wird die Befriedigung sinnlicher Wünsche für wertvoller halten als das Recht, Versammlungen einzuberufen. Der Liberale lässt sich die Verfassung, der Verständige lässt sich die Sitten eines Landes zeigen, wenn er sagen soll, wie frei es ist. .

Der Erste, der im preussischen Abgeordnetenhause die Moraltrompete blies, war ein freisinniger Stadtrat aus Berlin. Und wo Einer am lautesten für die „Keuschheit vor der Ehe“ agitiert, da habt Ihr es nicht mit einem ultramontanen Oberlandesgerichtsrate aus Köln, sondern mit einem liberalen Professor aus Zürich zu tun.

Zu jedem masslosen Eingriff in die Sphäre des Persönlichen stellt ein liberal regiertes Land das Muster. Nirgends ist die Moral tyrannischer als in der republikanischen Schweiz. Unehelicher Geschlechtsverkehr ist dort nicht etwa stillschweigend erlaubt, sondern strengstens verspönt. Die fanatische Verfolgung des Alkoholgenusses erreicht ihren Gipfel in den Hochburgen freisinniger Ideale: im „freien“ Amerika, in England, im prügelnden Dänemark, bei den norwegischen Freiheitskämpen und selbstverständlich in der Spiesserrepublik der Eidgenossen.

So ist denn zur Wahrung der persönlichen Freiheit der Liberalismus vielleicht doch nicht ganz unentbehrlich. Wie aber wird die Kunst bestehen können im armen Oesterreich, wie das philosophische Denken ohne freisinnigen Schutz?

Jedermann weiss, dass die Reaktion kunstfeindlich ist. Und wer von diesem Faktum noch nicht überzeugt ist, kann wiederum an den Leistungen erkennen, was den liberalen Worten entspricht. Der Sinn für Kontraste ist freilich in unserem Säkulum etwas geschwächt. Aber er dürfte noch soweit empfänglich sein, dass er einen Vergleich der besten Landhäuser des modernen liberalen Bürgertums mit den Donauklöstern in der Wachau zu werten imstande ist. Nicht des Hinweises auf den Dom von Florenz, den zu Pisa, den zu Bologna bedarf es. Wo immer in den Gauen des Abendlandes eine Stätte vollendeter Schönheit zu finden ist, im Getriebe der Stadt oder an den stillen Ufern eines Alpensees: — da hat die Stütze der finstersten Reaktion, da hat die römische Kirche ihrer Kunstfeindlichkeit ein Opfer dargebracht; da hat die letzte Säule der europäischen Kultur, die letzte und grösste Originalität des Westens sich ein Denkmal errichtet, allem aufgeklärt sich dünkenden Unverstande, aller gleichmachenden Kulturwidrigkeit zum Trotz und zur Beschämung. Eine Richtung aber, die trostlos-unfruchtbar ist an künstlerischem und philosophischem Schaffen wie keine je zuvor; eine Richtung, deren öffentliche Interessen sich in rein-merkantilen und wirtschaftlichen Zielen erschöpfen, wagt es, die geistigste Weltmacht der Geschichte als ein Bollwerk der Verdummung und der Barbarei hinzustellen. Leute, die jedes Stilgefühles bar sind, schirmen den Wagen Apolls. Hunger und Not hat diese bürgerliche Gesellschaft ihren Talenten von jeher als Erbgut gereicht; doch am Mäcenatentum, der Phrase hat es nie gemangelt. Pilgert gen Rom, Ihr Mannen des Fortschritts! Da, wo der Obelisk steht vor St. Peter, gerade unter den Fenstern des verhassten Vatikans, predigt Euer Erlösungswort. Und wenn Euer Blick über die Façade der Peterskirche gleitet zu Bramantes Kuppelbau, dann sagt das Sprüchlein her von der Finsternis päpstlicher Herrschaft. Hier ist der Ort, die Kunst zu verteidigen. Vor einer Schöpfung des klerikalen Michelangelo entwickele man getrost das freisinnige Programm. Für die Kunst und gegen den Vatikan: — die Parole ist klangvoll. Und an Publikum wird es Euch nicht fehlen: — vier Jahrhunderte lachen Euch ins Gesicht.

— — — — — — — — — — — —

Der österreichische Liberalismus liegt im Sterben. Die schwerste Wunde hat er sich selbst geschlagen. Am allgemeinen gleichen Wahlrecht geht er zu Grunde.

Solch uneigennütziger Doktrinarismus ist unsagbar rührend. Doch vielleicht ist es ein kleiner Trost für den Freisinn, dass er nach freisinnigem Ritus begraben, dass er nach seiner eigenen Façon selig werden kann. Wer neidet ihm die Linderung?

Wir sind von dem allgemeinen gleichen Wahlrecht (in der Theorie) keineswegs entzückt. Es ist ein altes demokratisches Theorem, also ein Unsinn. Wer nach einer so langen Periode naturwissenschaftlicher Arbeit noch immer die Phantasieen der Enzyklopädisten glaubt, wer noch immer von der Naturauffassung eines Rousseau sich beherrschen lässt, mag sehr wohl der „öffentlichen Meinung“ als modern denkender Mensch gelten; unter Gebildeten ist er verächtlich.

Allein man muss sich hüten, Wahlrechtsfragen nach prinzipiellen Gesichtspunkten zu behandeln. Ob ein Wahlrecht „gerecht“ oder „ungerecht“ ist — je nun, das sind liberale Schrullen. Ein Wahlrecht ist zweckmässig, wenn es der konservativen Sache nützt, es ist zu verwerfen, wenn es die konservative Sache gefährdet. Darum begrüssen wir die österreichische Wahlreform. Wir loben nicht das Prinzip, sondern seine Wirkung.

Vierhundert konservative Abgeordnete: es lebe das demokratische System! Und wenn die Sozialdemokratie unbequem werden sollte, dann wird man nicht lange zögern, auch das Frauenstimmrecht einzuführen. Einen ihrer dümmsten Grundsätze sollen die Herren bewilligt haben: aber dafür heraus aus dem Parlament! Jeder Kenner weiss, was das Frauenwahlrecht in katholischen Ländern für die Parteien der Linken bedeutet. Von A bis Z können die Roten — falls sie nicht parieren — im Nu auf dem demokratischsten Wege ins Jenseits befördert werden.

Die künftige Regierung wird die Schule verständig reformieren, die Landwirtschaft fördern, die Börsenmacht einschränken. Man wird die Universitäten von der liberal-rationalistischen (vernünftelnden) Theologie und die technischen Hochschulen von den materialistischen Dogmatikern säubern. Von den „fortschrittlichen“ Gesetzen, die seit vierzig Jahren Oesterreichs Aufschwung verhindern, ist kein Buchstabe zu retten. Das konservative Parlament des allgemeinen Stimmrechtes wird prompt niederreissen, was das liberale Kurienhaus von 1867 aufgetürmt hat.

Diese wundervolle Reaktion aber ist volkstümlich. Die Leidensgeschichte der österreichischen Revolution hat erst jetzt ihr Ende erreicht. Das allgemeine Wahlrecht erstickt die Demokratie.

— — — — — — — — — — — —

Und dass Ihr nicht vergesset, dem Grabe der Märzgefallenen einen Kranz zu spenden. Die Braven haben nicht umsonst geblutet. 1848 ist Fürst Clemens Metternich gefallen; 1907 könnte er parlamentarisch regieren. . .

Max Steiner.

Von einer jungen Liebe.

Und also heißt's von einer jungen Liebe:
— Sie war so rein wie junger Tag;
Auf schamverborg'ner Kräfte heimlich Streben
Der Tau verträumter Nächte lag.

Sie war so still wie einer Blüte Wachsen,
Noch keusch in ihrem Kelch versteckt.
Und einer Frühlingssonne erstes Leben,
Die schlafbefang'ne Augen weckt.

Da war ein Sehnen zweier glüh'nder Sterne,
Ohn' Rast sie kreisend sich umziehn:
Ein rasches Nahen, seltsam Innehalten —
Erschrock'nes Auseinanderfliehn.

Von halberstickten Rufen wußten Nächte,
Der Hirsch nach einer Hindin schreit.
Und Kissen fühlen zweier Augen Brennen,
Die wund in heißem Sehnsuchtsleid.

Doch eines Nachts, da kam ein leises Weinen
Und Lippen riefen ach — so weh — — —
Und also heißt's von einer jungen Liebe.

Der andre Schopenhauer.

Aber sie träumen's und sagen's
Und schlagen's in feuriger Worte
Klemmenden Bann;
Ich aber spreng' ihn entzwei,
Toll' mit ihm frei durch die Welt:
Alles bist, Mensch, du.

Christian Kraus.

Universität oder Handwerkerschule?

Motto:
Wer ängstlich abwägt,
sagt garnichts.“ (Fontane.)

Fassen wir „Soziologie“ nicht in dem unfruchtbaren Pan-Sinne Herbert Spencers, sondern als Lehre von den Formen der Gesellschaft, wie Georg Simmel, so wird wohl das soziologische Hauptmerkmal unserer Zeitläufte Spezifikation sein. Berufsarten und Genuss-Ermöglichungen differenzieren sich zusehends (eine Erscheinung wie der verstorbene Freiherr von Stumm oder wie das „Gesamtkunstwerk“ sind Ausnahmen, die die Regel nur bestätigen). Nirgendwo wird dieses Bild so klar, wie im Spiegel der akademischen Welt. Die wirtschaftlichen Verhältnisse — sechzig Millionen Deutsche drängen, schieben, stossen, drücken sich auf

einer sehr kleinen Fläche Landes, beinahe ohne koloniale Expansions-Möglichkeiten! — und der ungeheure Umfang des menschlichen Wissensstoffes zwingen täglich dringender, irgend ein Ethos der „Allgemeinbildung" unerfüllt zu lassen und alle Energie auf das enggrenzig abgesteckte Gebiet zu verwenden, das jedem im Hazardspiel des Daseinskampfes zugefallen ist. Man blicke in den akademischen Spiegel. Ist der „Naturphilosoph" — o schmerzliches Gedenken ionischen Höhenmenschentums! — nicht völlig daraus verschwunden? Man versuche sich klarzumachen, wie etwa ein Physiker zur „nouvelle comprimée" des J. K. Huysmans sich verhält, oder wie ein Schilderer mittelalterlicher Baukunst zu dem Problem des Skeptizismus steht. Der „Naturphilosoph", der „Weltweise", der Totalitäts-Mensch hat einer inkohärenten Gesellschaft von Psychologen und Nationalökonomen und Historikern und anderen Berufs-Spezialisten platzmachen müssen. (Um ganz zu schweigen von den sozusagen in immer kleinere Bestandteile zerfallenden Medizinmännern und Rechtsgelahrten.)

Vielleicht bedurfte es erst dieser Gestaltung des Wissenschaftsbetriebes, um den Hochmut der Akademiker zu brechen und ihnen zu zeigen, dass sie sich ihr Brot auf eine grundsätzlich gleiche Façon verdienen, wie die „Nicht-Studierten". Worin sich seinem sozialethischen und durchaus auch seinem intellektuellem Werte nach ein Durchschnittskaufmann von einem Durchschnittsadvokaten unterscheidet oder ein besserer Handwerker von einem besseren Chirurgen, — das ist unerfindlich. Man schwatze doch nicht von „Kopfarbeit"; man unterschätzt dann das Mass des Mechanischen bei der Gehirntätigkeit des Einen, und unterschätzt den Grad des immerhin Geistigen bei der Handarbeit des Andern. Auch in der Form der Ausbildung sehe ich keinen wesentlichen Unterschied. Werkstatt und Klinik, Büro und Seminar scheinen mir innerlich (d. h. ihrer psychischen Wirkung nach) verwandte Einrichtungen zu sein. Und die Vorlesungen vollends, als welche ja nur de nomine im Mittelpunkt des Fach-Studiums stehen, haben ihr Korrelat in allerhand industriellen und kommerziellen Fortbildungskursen. Der einzige prinzipielle Unterschied liegt im zeitlichen Beginn der Erwerbsmöglichkeiten. Dieser Unterschied ist allerdings bedeutungsvoll genug; denn er gestattet nur den besser situierten Bürgern, ihre Söhne einen akademischen Beruf ergreifen zu lassen. Da nun in unserer kapitalistischen Gesellschaftsordnung eine (wenn auch wenig exakte) Proportion besteht zwischen der wirtschaftlich-sozialen Stellung und dem kulturellen Niveau des Individuums, so entspriessen aus j ner kalt-ökonomischen belangvolle psychologische Divergenzen. Je höher nämlich ein Mensch steht, desto leidenschaftlicher richtet sich sein begehrender Intellekt auf das Ganze, desto bedrückter und beengter fühlt er sich durch die Schranken eines „Faches", desto heftiger schmerzen ihn die Ketten und Fesseln der Spezialisation, desto subtiler empfindet er die Pein des Handwerksmässigen. Ist also der Akademiker (prinzipiell) der feiner Organisierte, so bedarf er als Aequivalent für diese Unlust-Momente gewisser universalistischer Anregungen entschieden in höherem Masse als der (typische) Nicht-Akademiker. Ein solches Stimulans bieten namentlich Kunst und Litteratur in ihren Objektivationen, nämlich in Büchern, Ausstellungen, Konzerten, Theatern; von mindestens ebenso grosser Wichtigkeit ist der Gedankenaustausch mit zirka gleichwertigen Menschen. Dieser Gedankenaustausch ist deshalb so bedeutsam, weil nicht nur Valeurs empfangen, sondern auch Valeurs ausgegeben werden.

Eine besonders anregende Kraft wohnt den in Kollegform gebotenen Aeusserungen unserer führenden Geister inne. Es ist ja wahr: gerade die hervorragendsten Intelligenzen, die schöpferischen, bleiben gern von den staatlichen Lehrstühlen fern; immerhin erfreuen wir uns doch an unsern Universitäten einer nicht allzu kleinen Zahl selbständiger und bedeutender Köpfe; immerhin wirken an deutschen Hochschulen einige Männer, deren umfassender Blick unter der demokratischen Methode der abgeteilten Arbeit nicht gelitten hat: Ich sehe Haeckel, den greisen Vorkämpfer (gleichviel wofür); Mach, der erbarmungslos letzte Dogmen niederreisst; Simmel, diesen Meister denkerischen Raffinements; Ziehen, welcher an Krankheiten der Seele erkenntniskritisch heranzugehen unternahm; Dessoir, (im Gegensatz zu anderen Aesthetikern) einen Kenner subtilster Kunst und selber ein Exemplum erlesenen Geschmackes; Stammler, diesen frischen Gegner Savignyscher Verstumpfung, diesen erfreulichen Anstürmer gegen den massiven Turm rechtsgeschichtlicher Gedankenferne und Kleinzügigkeit; v. Liszt, der den Weg von der Jurisprudenz zum Geist, — Sohm, der den Weg von der Jurisprudenz zur deutschen Sprache wiedergefunden hat; Sombart und den begeisterten Gävernitz, welche wirtschaftliche Dinge mit kulturellen Augen zu betrachten pflegen; Hübler, einen Oberschwebigen, einen Lachenden, einen Definitionsverächter; die ehrwürdigen Fortsetzer Wundt, Lipps, Avenarius; und vor allen den Mann, auf dessen Antlitz ein Abglanz des Gestirnes Nietzsche fiel: Kurt Breysig. —

Mögen auch dieser flüchtigen Ueberschau, diesem willkürlichen Hineingreifen Namen entgangen sein: dennoch sind der Führer nur wenige, dennoch sind sie kaum stark genug, um unsere Universitäten vor spezialistischer Verödung zu bewahren.

Wenn die moderne Entwicklung des wissenschaftlichen Betriebes nicht etwa plötzlich einen heilsam-rückläufigen Kurs nehmen sollte, dann steht es recht schlimm um das köstliche alte Kultur-Ideal der „universitas litterarum". In Erde und Asche, unter Schutt und Sägespänen arbeitet die grosse Masse unserer Maulwürfe,

Totengräber und Gelehrten. Behaftet sind sie mit dicken grossen Fachmanns-Scheuklappen. Das Feld, auf dem sich der Kleingeist des einzelnen tummelt: ein Teil vom Teil des Teils. Niemals und nirgends scheint mir, hat es so viele Exemplare der Gattung „Famulus Wagner“ gegeben wie heutzutage in deutschen Gauen. . . .

Laut ist die Freude über jeden gefundenen Regenwurm; es fehlt das Adler-Schweben über den Wassern. Es fehlt das Stigma des höheren Menschen: das Ringen um eine Chose wie Weltanschauung. — Ist es nicht ein Spott und selbst gemässigteren Temperamenten eine Entweihung, wenn durch dieselben Hallen, in denen ein Künstler wie Breysig wandelt, gewisse Sammler von Rechtsaltertümern ihre senilen Gebeine schleppen? Mitglieder jener Akademien der Wissenschaft, welche Otto Weininger „die fürchterlichen Grossmütter der europäischen Kultur“ genannt hat? Dünkelhafte, die puerile Vollständigkeitssucht für Tiefe, weissbärtige Pedanterie für Eindringlichkeit ausgeben und ihr Manko an Weltgefühl, Schönheit, Problematik, ihre Ahnungslosigkeit gegenüber allem, was den kultiviertesten Zeitgenossen den Grund der Seele aufwühlt, — kurz: ihre wahrhaft ekelerregende O b e r f l ä c h l i c h k e i t durch ἀκρίβεια auszugleichen trachten, eine Tugend, die sie sehr pflegen und die am Ende zu der äussersten Nüchternheit und Trockenheit führt, — (um mit dem Propheten von Sils-Maria zu sprechen:) zu einer „wahrhaft ausgehungerten Nüchternheit“. . . .

Immer plebejischer gestaltet sich die Durcheinanderrüttelung der Handwerkerlichen und der Priesterlichen; immer anmasslicher wird das Gebahren der Fachleute den Universellen gegenüber. Auch hier schreit das Gemeine nach Gleichheit. Und der Wunsch mancher vornehmeren Geister liegt nahe, eine so heterogene Institution, wie es unsere Universität ist, aufzulösen in eine Reihe höherer Fach-Ausbildungs-Schulen. Man soll Wertunterschiede auch äusserlich dokumentieren. Man soll nicht so tun, als ob eine Vorlesung über „die Lehre von der Erhaltung der Zähne“ oder über den „Römischen Zivilprozess“ oder über „Telugu - Nitricandrika“ eine auch nur entfernte Wesensverwandtschaft hätte mit den Vorlesungen über jene grundlegenden („philosophischen“) Fragen, auf welche die höher organisierten Hirne der Erkenntnistrieb hinweist, in denen sich der Intellekt (unutilitarisch!) zu betätigen drängt, und die daher im strengen Sinne allein den Ehrennamen „Wissenschaft“ verdienen.

Die Universität von heute (und in noch höherem Grade die von morgen) ist ein Zerrbild. Ein Oxymoron. Eine Unmöglichkeit. Denn sie ist eine nicht organische Verquickung von Wissenschaften und geistigen Handwerken. Dass man an ihr grundsätzlich noch festhält, verdanken wir dem unsere Zeit despotisch beherrschenden Historismus, verdanken wir jener germanisch phlegmatischen Lebensansicht, die sich in die Formel fassen lässt: „Sint quia sunt“; „Der Unsinn bleibe, denn er ist geworden“. —

Geht der Kurs so weiter, dann wird schliesslich alles, was irgendwie neue Werte schafft, von den staatlichen Hochschulen fortgescheucht werden. Auf den Thronen aber der Wissenschaft werden sich Impotenz und Banausentum brüsten. Des Geistes Wiederkäuer und des Geistes Packesel, mit jenen grossen, dicken, schweren, schwarzen Scheuklappen.

Mit nichten wollen wir in Abrede stellen, dass Wiederkäuer und Packesel unentbehrliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind; und wir wollen sie darum durchaus achten und ehren: aber wir wünschen sie reinlich abzuscheiden von den kulturschaffenden Persönlichkeiten, die den Besten unter uns — gleichviel, welches Handwerk sie erlernen — notwendige Anreger ihrer intellektuellen Funktionen, wertvolle Förderer ihrer Entwicklung, wichtige Faktoren ihres Erlebens sind.

Reinlichkeit ist die oberste aller Tugenden. Reinlich voneinander scheiden wollen wir, was seinem innersten Wesen nach nicht zueinander gehört; und um die universitas litterarum zu retten, müssen wir, soweit es in unsern Kräften steht, darauf hinarbeiten, dass neben eine technische, tierärztliche und landwirtschaftliche beispielshalber eine medizinische, zahnärztliche und juristische Hochschule, neben eine Bergakademie eine Sprachenakademie gestellt werde.

Der spottbillige Einwand, für eine derartige Aenderung bestehe kein „praktischer“ Grund, steht auf der Höhe etwa unseres parlamentarischen Niveaus. Seit der schwächlichen Beilegung des Kulturkampfes ist es ja hierzulande allmählich zu einer Art Dogma geworden, dass nur Brot- und Magenfragen der ernsthaften öffentlichen Diskussion würdig seien. Auf die sogenannten Kulturfragen lächelt man von der erhabenen Höhe seines „volkswirtschaftlichen“ Standpunktes herab und verwertet sie günstigstenfalls kuhhändlerisch im politischen Tauschgeschäft. Wir wollen uns nicht auf das Niveau dieses Materialismus begeben. Für uns, finde ich, ist es allerdings von Belang, mit wem wir im akademischen Leben verkehren müssen, wem wir uns etwa in Korporationen anzubrüdern und zu fügen haben, und ob sich zum Exempel innerhalb der Universitäts-Hierarchie eine umfassende und schöpferische Intelligenz einem wissenschaftlichen Kuli als dem Rektor äusserlich unterordnen muss. Wer ein Gefühl für Würde hat, für distance hat, der muss die Uebelstände hier zu beseitigen trachten.

Unsere aristokratisch-geselligen Instinkte bereiten sich das Ideal einer Gemeinschaft Auserlesener, einer Gemeinschaft derer, die mehr sind als Berufsmenschen, einer Gemeinschaft von solchen, die ihr Handwerk nur als Mittel, nicht als Zweck nehmen, und die Feinschmecker sind in den letzten Delikatessen der anthropischen Psyche. Solange diese Auserlesenen aber noch in der Entwicklung stehen, jung und biegsam sind, sollen sie geleitet sein von berufenen geistesgrossen Männern, die selber vielleicht eine Gemeinschaft, die

„Universität", bilden. Das Handwerk, das zu erlernen uns die Notwendigkeit zwingt, ist eine Sache für sich; mit den edelsten Impulsen der edelsten Menschen hat es so wenig zu schaffen wie Hunger, Durst und der rohe Geschlechtstrieb. So wenig! — (möge es nun Tischlerei oder Jurisprudenz heissen). . . .

Man mag solches Ideal ein romantisches nennen, oder gar ein hellenisches; — o Polizisten unserer geistigen Kultur, mich deucht, diesem christlich-sozialen Zeitalter täte ein wenig Griechentum bitter not.

Kurt Hiller.

Aus den Liedern vom lachenden Tod.

(II. Teil.)

. . . . Darum scheltet mir nicht die nach Klarheit suchen. Viel Wahrheit ist in ihrer Wahrheit und viel Wert in ihren Werten.

Wahrlich, sie taugen mehr als diese neuen Prediger des Unbewussten, die sich so breit machen. Denn ein grosses Geschrei erheben die Unklaren und tun wichtig mit ihrer Unklarheit. Und wenn sie sprechen, dann reden sie zum Beweis ihrer Worte: „. . freilich, wer so banausisch ist, wer so ledern und philisterhaft ist, wie jene anderen, wie die Klarheitsucher, mit dem ist nicht darüber zu reden."

So beweisen sie mit Schimpfworten und reden frech und laut, gerade als wenn ihr Schimpfen wahr wäre, als ob Klarheitsuchen wirklich „banausisch" sei, als ob es gleich sei mit dem Zertreten der Blüten.

Und viele, die so reden hören von Philistern und Spiessern, die wagen darum nicht, ihnen zu widerreden, ob sie gleich im Herzen anderer Meinung sind.

So wächst die Macht der Ewigunklaren.

Seht sie euch doch an, die Unbewussten! Seht sie euch doch an! Wichtigtuer sind sie und Faule zugleich. Das Beste verfälschen sie, was uns der Geist erschuf. Unser Forschen und Wissen, unsre Kunst und Kultur.

Heil dem Starken, der alte, leere Tempel einreisst, neue Paläste zu bauen mit den alten Quadern!

Jene aber bespritzen und verekeln, sie benagen und untergraben, aber sie bauen nicht.

Unbewusstheit predigen sie unsern Künsten. Wichtigtuerei ist das!

Heisst es doch im Grunde nur: „seht, so sind wir mit Kunst durchtränkt, dass sie uns schon zum Unbewussten geworden." Als wenn das etwa ein Lob wäre, wenn es überhaupt wahr wäre!!

Arme Kunst! Und doch ist es ja gerade der Unterschied von Kunst und Natur, dass das Werk der Kunst mit Absicht und Mühe, mit Willen und klüglicher Berechnung geschaffen ist. Wohl taucht auch den Unbewussten der Pinsel nicht unbewusst in die Farben und setzt die Lichter nicht unbewusst so und nicht anders; wohl bricht auch ihnen der Meissel den Stein nicht unbewusst, nein, nur ihre Worte sind so. Oft aber übertäubt der Schwall ihrer Worte ihr eigenes Wissen und sie glauben sich selbst. Das aber ist das Uebel und die Krankheit ihres Tuns: weil sie anders reden als sie handeln, dadurch tragen sie die Unwahrheit in das hinein, was uns die höchste Harmonie geben und sein soll. Unwahrheit ist der Fluch, ist der morsche Stein, der bröckelt und bricht, bis die stolzen Bogen und Giebel stürzen.

Wenn ihr sie aber mit der Torheit ihrer Worte in die Enge getrieben habt, so werden sie euch Banausen nennen und sagen (falls sie nämlich euch nicht nur schimpfen und garnichts weiter sagen): ja, Unbewusstsein soll sein im Geniessen der Kunst.

Da könnt ihr nun einen bösen Scherz machen und sie fragen, was sie denn unter solchen Worten denken. Ich aber rate euch: lasst sie ruhig unbewusst geniessen. Auch das Tier geniesst ja, ohne zu wissen warum und was ihm eigentlich Lust bereitet. Euch aber verdopple das Wissen den Genuss. Euch erhöhe ihn die Klarheit, das Erkennen zu einem schaffenden, zu einem göttlichen.

Und faul sind sie. Glänzen, blenden wollen sie, die Unklaren, verblüffen und von sich reden machen. Da rühren sie denn ihr seicht Gewässerchen, dass Schlamm und Bodensatz emporgerissen werden und in der Sonne glitzern. Aber harte, treue Arbeit ist ihnen verhasst. Zuwider ist es ihnen, in die Tiefe zu graben, dass ihnen reines, klares Gewässer fliesse.

Schlammgeflitter an Stelle der Klarheit!

Dem Witz des Wortes opfern sie, dem Prickeln und Verblüffen des Augenblicks geben sie Wert und Inhalt preis.

Viel gute Gaben verderben sie so in sich.

Glänzen: wer kann anders glänzen denn in fremdem, in geborgtem Licht? Aber was ich will, ist: ihr sollt leuchten, selbst Licht spenden.

Nicht jeder wird viel Licht entsenden können, aber ihr selber seid ja so viele, und all euer Licht zusammen wird goldene Helle sein und wird immerdar wachsen. Aber glänzen — geborgtes Licht kann blenden, aber nie sich mehren.

Arbeiten, treu arbeiten sollt ihr. Umsonst wird euch nichts, umsonst kommt euch kein Geschenk, wie die Unklaren euch gerne einreden möchten. Eine ganze Menge Bauernschlauheit steckt in ihnen; leicht finden sie Gehör mit solchem Versprechen. Hütet euch wohl, wenn sie solche Reden führen!

Leicht auch werden viele von ihnen sagen: „Geht doch hieraus mit Messer und Mikroskop, ihr Erkenntnissüchtler! Fragt, arbeitet doch! Wie bald wird euer Erkennenkönnen zu Ende sein."

Die Toren! Wollen wir denn Berge abtragen? Nein, nur Bausteine unsrer Häuser und Paläste wollen

wir uns brechen aus den Bergen. Und dieser Steine Wesen wollen wir ergründen mit Messer und Mikroskop; dann bauen wir daraus — wenn wir sie kennen — Giebel und Wände und Bogen und Pfeiler ihrer Art gemäss. Diese Pfeiler und Wände aber fügen wir zusammen nach neuen Rhythmen und — weil wir ihrer Elemente Wesen kennen — zu voller, tönender Harmonie.

Die Unklaren aber nehmen wahllos Stein um Stein, wie sie ihn gerade finden im Geröll und an der Strasse und in den Abfällen unsrer Steinbrüche. (Sie sind nämlich zu träge, Steine nach ihrem Willen zu brechen.) Und wahllos setzen sie die Steine zusammen, hartes Gestein und weiches, und sie müssen putzen und flicken und einreissen und umbauen. Aber was herauskommt, ist doch nur Flick und ein hässlich Ding, das einen schönen Namen bitter nötig hat (und Namen gibt's ja genug vom Symbolismus bis zum Impressionismus).

Viel Arbeit und manch guter Stein wird so mehr gebraucht als nötig.

Und glaubt doch nicht, dass unnützes Verschwenden ein Zeichen von Kraft und Ueberfluss sei! Ein Zeichen der Schwäche ist es, ein Beweis, dass der Baumeister den Stoff nicht genug meisterte, dass er in ihm Widerstand fand, dass er nicht Tatendrang, nicht Geist und Auge noch die Kraft hatte, eines zweiten Baues Plan schon im Herzen zu tragen, für den er die überflüssige Kraft, die allzureichlichen Steine nur allzuwohl gebrauchen könnte. Unnützes Verschwenden zeugt von erlahmender Schöpferkraft.

Sein sollt ihr, nicht scheinen!

Und noch eines! Seht sie euch an, die Unbewussten. Achtet einmal darauf, ob sie Güte im Herzen haben und Treue. Selten oder nie werdet ihr sie finden. Wohl was ihr tut, sollt ihr um eurer selbst willen tun; um eurer Ehre, eurer Güte, eurer Daseinswerte willen, wie ich euch sagte. Aber ihr sollt nicht handeln aus kleinlicher Selbstsüchelei. Seht sie doch an, die immerdar Glänzenwollenden, die ohne harte treue Arbeit Von-sich-reden-machen Wollenden.

Opfern sie nicht Inhalt und Wert dem Wortwitz, opfern sie nicht Ueberzeugung und Meinung dem Glänzen des Augenblicks, opfern sie nicht Freunde und Treue dem Erfolg und Nutzen oder ihrer Eitelkeit? Seid wohl vor ihnen auf der Hut; leicht könnte euch einmal eine bittre Lehre werden . . .

Eine Geschichte davon will ich euch erzählen aus alter Zeit, denn besser werdet ihr so meine Meinung ergründen, als wenn ich reden muss ohne Bild und Beispiel. Eine Geschichte aus der Vorzeit will ich euch erzählen. Denn damals war das Leben der Menschen noch klarer und einfacher denn heute, und leichter war ihr Denken und Trachten zu erkennen.

Ich habe euch schon erzählt von Hjalmar Pforsten, den sie den Freien nannten (weil er nicht einmal seinen eigenen Begierden gehorchte). Den liess der Bischof zu Upsala töten auf dem Markte, weil er den neuen Glauben nicht nehmen wollte, den die Südleute übers Meer brachten. Den Glauben nämlich, dass der lichte Baldur zum zweiten Male gestorben sei im Süden, einen Knechtestod am Kreuze, und dass er nach drei Tagen zum Himmel fuhr. Hjalmar Pforsten sagte nämlich auch auf den Bischof (und mich dünkt nicht ohne Recht): wohl verstehe er, dass noch so viele Tröpfe herumliefen und so wenig jenes zweiten Baldurs Tod der Welt genützt habe. „Denn er ist doch nur drei Tage tot geblieben.“ Eben von dessen Vater will ich euch erzählen von Swen Gunnar Pforsten, den sie den Gütigen nannten von Sund bis Oenefjord; nämlich was Swen Gunnar Pforsten sprach mit Sigurd Hjöris, den sie Jörnside nannten (wegen seiner Tapferkeit), im zehnten Sommer seines Vikingtums, als er um Sigurds Tochter freite. Damals sprachen sie über Tapferkeit und Herzensgüte und über das Suchen nach Wahrheit und Weisheit. Gunnar hatte einen Freund, der so war wie die, vor denen ich euch warnte. Es war dies aber König Aelle von Northumberland [dem später Ragnar Lodbröcks Söhne den Blutsadler rissen wegen seiner Falschheit]. Mit dem hatte Gunnar Pforsten das Horn geleert in weicher Stunde und sie hatten Ringe gebrochen und Freundschaftsrunen geworfen. Bald aber merkte Pforsten des Aelle Art, aber er hielt Freundschaft und Wort um seiner eigenen Treue willen. Aelle aber entbrannte in Hass, weil sie den Gunnar den Gütigen nannten. [Auch glaube ich, dass er Verlangen trug nach des Gunnar Weib.] Da fuhr Swen Gunnar Pforsten auf morschem Kiel durch die Brandung und ging lachend zu Grund.

Dies alles aber werdet ihr im Verlauf der Geschichte viel besser vernehmen.

Wilhelm Kochmann.

Sozialisierung und Persönlichkeit.

Es ist ein bemerkenswertes Charakteristikum unserer Zeit, dass ihren Menschen die Gabe des Harmonisierens, des höhere Einheiten Schaffens abgeht. Die allzu gesteigerte kritisch-analytische Betätigung hat die Kraft der Synthese erlahmen lassen. Wir empfinden Gegensätzlichkeiten, wo in Wahrheit nur Abwandlungen gleicher Grundprinzipien sich geben. Und da den Ideen die scharfen Abgrenzungen fehlen — gleiche Ausgangspunkte und teilweiser paralleler Verlauf bedingen gemeinsame Züge —, so pressen wir sie gewaltsam in tötende Wortschablonen. — — —

In unserer gegenwärtigen Gesellschaftsordnung findet stetig und unaufhaltsam, von den Tiefen ausgehend, eine Umwälzung statt. Die Schichtung des sozialen Organismus verschiebt sich mit elementarer Gewalt. Das Zielstreben scheint die höhere Zweckmässigkeit des Zusammenlebens und Zusammenwirkens,

wie sie eine stärkere Betonung der sozialen Faktoren verbürgt, zu sein.

Aber es fehlt nicht an starren Teilen mit einem starken Beharrungsvermögen, die einer bewussten Förderung dieser Entwicklung feindlich gegenüberstehen. Die Apologeten ihres Gesellschaftsideals haben ein gegensätzlich geartetes System des Individualismus aufgebaut. Die Lehren Darwins gaben das Material ab. Man wandte die Theorie vom Kampfe ums Dasein und dem Ausleseprozesse, der dem Tüchtigsten den Sieg verleihe, analog auf die sozialen Phänomene an. Bleiern sollte auf denen, die im gegenseitigen Wettbewerbe die Unterlegenen waren, der Druck einer unentrinnbaren naturgesetzlichen Notwendigkeit lasten und ihre Energie und Initiative im Aufwärtsstreben dauernd ertöten. In grader Richtung musste diese Gedankenkette über das Manchestertum zu den absurdesten Forderungen eines bis zur völligen Blutleere abstrakten Anarchismus führen. Jede Vereinigung zu Organisationen, die das freie Spiel der Kräfte ausschaltet, jede soziale Reform erscheint den konsequenten Vertretern dieser atomisierenden Anschauungskreise als Hemmnis und verwerfliche Verfälschung der natürlichen Entwicklungsvorgänge. Sie zergliederten die Allgemeinheit in autonome Individuen und reduzierten die sozialen Elemente und gesellschaftlichen Beziehungen auf ein Minimum der Wirkung. Der Kultus eines selbstherrlichen schrankenlosen Ichs wurde als sittliches Postulat hingestellt, die absolute Freiheit des Individuums gepredigt.

Wenn man ihre phantastischen Deduktionen als individualistisch bezeichnen will, nun gut. Persönlichkeitsfördernd sind sie jedenfalls nicht. Das isolierte Individuum ist im Lichte soziologischer Betrachtungsweise ein Unding. Schon die primitivsten Funktionen, wie die Organisierung des Geschlechstriebes in den mannigfachen Spielarten der Familie, setzen eine gesellschaftliche Bindung voraus, geschweige denn die Schaffung höherer kultureller Werte. Es ist ein starkes Irren, dass der Mensch je ein Einzelner sei. In jedem Pulsschlage unseres Individuallebens empfinden wir den Rhythmus der Gesamtheit mit. Das Ich und Du bedingen sich wechselseitig und verketten sich zu unendlich vielen Kreuzungsstellen. Und jede höhere Kulturstufe, die den Strom des Lebens intensiver und reicher fluten liess, hat eine engere Aneinanderpressung der Atome mit sich gebracht. Wir sind das Endglied einer langen Entwicklungsreihe. Generationen und Generationen haben an unserer körperlichen und geistigen Struktur gearbeitet. Ein wie geringer Bruchteil des moralischen und intellektuellen Wesens auch der Grössten ist von ihnen selbst geschaffen. Jeder wächst dadurch, dass er vom Reichtume anderer zehrt. Diese Unzulänglichkeit des Einzelwesens gilt es, in ihrer dira necessitas und Kausalität ins Bewusstsein zu rücken. Mit der klaren Erkenntnis, wie sehr unsere persönlichen Lebensbedingungen abhängen von denen der Gesamtheit, hört der Zwang auf, in der verzerrten Perspektive eines Zweckes zu erscheinen und wird zum notwendigen Mittel gesellschaftlichen Zusammenschlusses.

Aber nicht nur die Voraussetzungen jener Fanatiker des Ichs können ernstlicher Prüfung nicht standhalten, sondern auch ihre Beweisführung hat ihre wunden Punkte. Der Ausleseprozess der Bestorganisierten ist wohl ein Faktor der Entwicklung, aber neben ihm findet sich ein meist übersehener, der ihm die Wage hält. Das Prinzip der gegenseitigen Hilfe und des Gemeingefühls, der Solidarität. Diese sozialen Instinkte des Altruismus sind nicht weniger bedeutsam für das Emporwachsen des Menschengeschlechts als der Individualtrieb der Selbstbehauptung, des Egoismus. In der Seele eines jeden schlummern sie als psychische Bedürfnisse, die der Ausgleichung in uns harren. Und, genauer betrachtet, zielen Egoismus und Altruismus ausschliesslich auf die Motive ab. Die Wirkungen, die ihre Betätigung hervorbringt, können trotz des ungleichen Ursprungs gleichartige sein. Der Künstler, der lediglich aus seinen urpersönlichsten Notwendigkeiten heraus schafft, vergönnt sein Werk jedem einzigen, der die Vorbedingungen erfüllt, es erfassen und geniessen zu können. Ja, sollte man nicht vielleicht soweit gehen dürfen, den Altruismus als einen überindividuellen Egoismus der Gesamtheit zu erfassen.

Die Sozialisierung will diese beiden Grundkräfte in einem höheren Grade miteinander versöhnen, als es die heutige Situation gestattet. Eine zweckmässiger und vollkommener wirkende Ordnung der Dinge will sie finden. Die Kardinalforderung der technischen Oekonomie, mit dem geringsten Arbeitsaufwande die grösstmöglichen Leistungen zu erzielen, hat sich auch in der Soziologie, soweit sie nach Zukunftsperspektiven sucht, durchgesetzt. Die Hemmungen und Fesselungen, denen der Mensch kraft historischen Werdens unterliegt, sollen nach Möglichkeit fallen. Leugnen zu wollen, dass die soziale Bindung auch in dem vollkommensten Gemeinwesen für den Einzelnen Härten und Beengungen enthalten wird, wäre utopisch. Das liegt in der Unzulänglichkeit menschlicher Institutionen, die uns dem Ideale eines harmonischen Einklangs der Einzelpersönlichkeit mit den sozialen Gebildeten nur näherkommen lässt.

Es gilt also, Verhältnisse anzubahnen, die eine Entwicklung möglichst vieler zu freien, in kantischem Sinne vernünftig sich selbst bestimmenden Persönlichkeiten gestatten. Zur Begründung dieser Forderung muss häufig der naturrechtliche Ideenschatz herhalten. Etwa die Konstruktion eines Rechtsanspruches aller Menschen auf gleiches Glück. Diese Gedankengänge sind als abwegig abzulehnen. Im Grunde genommen betreffen sie ja gar nicht politische Rechte, sondern ethische Maxime. Das Glück des Einzelnen zu fördern ist die Politik fast völlig ausser stande; es fehlen ihr

dazu beinahe alle Möglichkeiten. Verbürgt etwa höhere Bildung, Zugang zu den Schätzen der Kunst, grösserer materieller Wohlstand schon an sich das subjektive Glück? Diese Imponderabilien sollen also ausgeschaltet sein. —

Das Recht ist kein Gedanke, der wesenlos im Raume schwebt, sondern Kraft, ewiges Werden, Kampf. Erstritten werden müssen die Rechte, geschenkt erhält sie niemand trotz des humanitären Einschlags, den die Gerechtigkeitsidee der Rechtsordnung gibt. Erst durch die Macht wird dem Recht Realität verliehen. Was nützen den Enterbten das herrlichste System der Menschenrechte, wenn nicht eine reisige Schar dahinter steht, um sie durchzusetzen und zu wahren. Das Recht wird somit zum Gradmesser der Machtfülle. Darum kann das Ziel jeder sozialen Neuordnung in erster Linie nicht das Ausklügeln imposanter Denksysteme sein, sondern Eroberung der politischen Macht.

Damit bietet sich für die Kritik der Sozialisierung eine reale Basis. Lediglich Erwägungen der Nützlichkeit sollen leitend sein. Die Fragestellung gestaltet sich also: Kann die menschliche Gesellschaft, als Zweckgemeinschaft aufgefasst, ihre Zwecke — die Schöpfung objektiver Werte — in einer vollkommeneren Weise in einem sozialisierten Gemeinwesen erfüllen? Damit ist ihre Beantwortung, obwohl noch ein grosser ungelöster Rest Glaubenssache ist, der Philosophie entrückt und den gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen zugewiesen.

Einer der ersten Schritte auf dem Wege der Sozialisierung wäre eine Ebnung der materiellen Existenzbedingungen. In jedem einzelnen Individuum haben wir das Zentrum einer ganz eigenartigen und besonders zugeschnittenen Denk- und Anschauungswelt, mit tausend ihm speziell eigenen Gefühlen und Anschauungen zu achten. Diese in sich organisierte Einheit hat ihre eigene Zwecksetzung oder, wie Kant es formuliert: In der ganzen Schöpfung kann alles, was man will und worüber man etwas vermag, als Mittel gebraucht werden; nur der Mensch ist Zweck an sich. Wem dieses Ethos als sittliches Ideal menschlicher Gemeinschaftsformen erscheint, der kann nicht einen Zustand gutheissen, der so vielen den Weg zur Vollmenschlichkeit abschneidet. Der Prozentsatz der Inferioren sowohl wie der Begabten dürfte wohl in allen Klassen annähernd der gleiche sein. Heutigen Tages ist es aber allzu oft nur ein Zufall — meist dann eine Frage des väterlichen Geldbeutels —, ob jemand durch geniales Wirken unsere Kultur mit neuen Inhalten erfüllt oder ob seine Kräfte ungekannt und ungenutzt verkümmern. Häufig wird hier der Einwand gemacht, dass der Tüchtige sich durchsetzt. Abgesehen, dass dies doch bei der Grösse der Widerstände nur relativ sehr selten — fast nie bei künstlerisch und sensitiv Veranlagten — der Fall ist, bedingt das stete Ankämpfen gegen des Lebens Notdurft einen immensen Aufwand von Kraft und Energie, der nutzlos vergeudet ist. Aber selbst die radikalen Befürworter einer Sozialisierung wollen nur die Möglichkeiten der Entwicklung ausgleichen, nie aber eine öde, mechanische Gleichheit erzielen. Im Gegenteil. Erst dann kann eine „natürliche“ Auslese der Tüchtigsten statthaben, wenn die ausserhalb der Personen liegenden Vorzüge, die heute vor allem das Resultat des Ausleseprozesses beeinflussen, ausgeschaltet sein werden. Hierdurch wird eine kaum zu ahnende Differenzierung der geistigen Eigenarten und individuellen Besonderheiten sich ergeben. Welche gigantischen Kräfte materieller und geistiger Produktivität vermag eine solche Neuordnung der Dinge auszulösen!

Hier streifen wir an den Kernpunkt der Frage des Verhältnisses der Persönlichkeit zur Menschheitsmasse, die durch die Sozialisierung aufstrebt. Die Impulse, die grosse schaffende Persönlichkeiten austeilen, übertragen sich kraft ihrer Elastizität unendlich fortwirkend nach allen Richtungen. Der Genius reisst, am Objekte betrachtet, die Umwelt um das gleiche Stück mit sich empor, um das er selbst sich erhoben hat. Die Abstände beider bleiben sich zu allen Zeiten etwa gleich. Der Satz: „Jede Zeit schafft sich die Männer, deren sie bedarf“ enthält eine goldene Wahrheit. Der Heroenkult ist als Geschichtsphilosophie überwunden, seit man erkannt hat, dass das Genie nur die konzentrierteste Zusammenfassung der schaffenden Kräfte seiner Zeit und seines Volkes ist. Mit vollem Recht kann daher Ruskin die Kunst uns darstellen als die „schöpferische und formenbildende Energie eines Volkes“ und in ihr den „mathematisch genauen Exponenten seiner ethischen Lebenskräfte“ sehen. Wer also daran arbeitet, einen Hochstand der allgemeinen Kultur zu erzielen, der wirkt auch für den Ausnahmemenschen, dem dann reichere Schätze latenter Kräfte zuströmen, um in ihm sich voll zu entfalten.

Arthur Kosterlitz.



Verantwortlich für die Herausgabe: Rechtsanwalt Dr. Richard Otto Frankfurter, W. 62, Kleiststrasse 19.
Druck von S. J. Preuss, Berlin SW. 19.